

DR. MED. KARSTEN MÜNCH

Dipl.-Psychologe, Arzt f. Innere Medizin
und Psychotherapeutische Medizin
Psychoanalytiker (DPV / IPA, DGPT)

28211 Bremen, 25.05.2021
Emil-Trinkler-Str. 24
Tel.: 0421 – 4984300

E-mail: dr.karsten.muench@t-online.de

Einleitung: Internationale Psychoanalyse, Band 16

Der vorliegende, nunmehr 16. Band der Reihe „Internationale Psychoanalyse“ enthält wiederum eine Auswahl von insgesamt 12 Artikel aus dem International Journal of Psychoanalysis (IJB). Es ist das Ziel dieser Reihe, dem deutschsprachigen Leser wichtige Texte von internationalen psychoanalytischen Autoren, die bisher nur auf Englisch veröffentlicht wurden, zur Verfügung zu stellen. Die Texte entstammen den Heften des IJB, die zwischen Dezember 2019 und Oktober 2020 (Hefte 6/100 – 5/101) publiziert worden sind. Sie wurden in einem sorgfältigen und aufwändigen Prozess der Abstimmung von den zehn Mitgliedern des Übersetzerbeirates ausgewählt, die die Texte aus dem Englischen – manchmal unter Zuhilfenahme der anderssprachigen Originalfassung – selbst übersetzt und redigiert haben.

Mein Dank gilt daher zunächst allen Mitgliedern unseres Beirates, die, wie schon in den Jahren zuvor, mit ihrem großen Einsatz, mit ihrem Engagement und mit ihrer Freude am Übersetzen diesen Band und damit die Verbreitung psychoanalytischer Ideen möglich gemacht haben: Isolde Böhme / Köln, Irene Bozetti / Bremen, Harald Kamm / Bamberg, Anne-Kathrin Oesterle-Stefan / Berlin, Thomas Reitter / Heidelberg, Richard Rink / Köln, Stefanie Sedlacek / Berlin, Timo Storck / Heidelberg und Gudrun Wolber / Hamburg. Wie schon in früheren Jahren wurden wir auch diesmal wieder bei der Lektoratsarbeit in bewährter Weise von Frau Antje Vaihinger / Gießen unterstützt, die uns mit ihrer jahrzehntelangen Erfahrung als Kollegin und Übersetzerin zur Seite gestanden hat. Ihr gilt mein besonderer Dank. Christoph Schmidt / Berlin hat uns wieder bei der biografischen Arbeit und der Zitat-Recherche zur Verfügung gestanden und uns eine unentbehrliche Hilfe geleistet, für die wir ihm herzlich danken.

Wie schon im letzten Band dargestellt hatte das Jahr 2020 für das IJP eine besondere Bedeutung, war es doch das Jahr des 100. Jubiläums der Gründung dieser Zeitschrift. Im Dezemberheft des vergangenen Jahres wurde eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die als Vorträge bei den Tagungen gehalten worden waren, die das IJP in den Jahren 2018 und 2019 in Buenos Aires, New York und London organisiert hatte. Mehrere dieser Arbeiten sind im vorliegenden Band übersetzt worden, nämlich die Aufsätze von L. J. Brown (Trauma und Repräsentation), N. Kulish (Sexualität – eine Standortbestimmung), L. Glocer Fiorini (Polyphonien der Sexualität: Debatten über Theorien, Debatten über Paradigmen), L. Lafarge (Beendigung und Wiederholung: Die Auflösung des Rahmens) sowie R. Lombardi (Die Dissoziation von Körper und Psyche – Rätsel, Abgründe und Sackgassen). Diese Arbeiten beschäftigen sich mit einer Vielzahl verschiedener Themen, insbesondere aber mit Aspekten der Triebpsychologie, der Traumatheorie sowie von Kulturleistungen. Wir haben daher den vorliegenden Band unter den Titel „Trieb, Trauma und Kultur“ gestellt.

Den ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes bilden Texte, die sich im weiteren Sinne um das Thema der Sexualität drehen und ihre Rolle im Spannungsfeld zwischen Trieb und Identitätsbildung beleuchten. Mit der Geschichte des Begriffes der Sexualität, die von Anfang an in der Psychoanalyse eine zentrale Position einnahm, beschäftigt sich **Nancy Kulish** / Birmingham, Michigan, in ihrem

Beitrag „*Sexualität – eine Standortbestimmung*“. Sie betont zunächst, dass sie an der zentralen Bedeutung der Sexualität festhält, im Gegensatz zum Bedeutungsverlust der Sexualität, der von vielen in der zeitgenössischen Psychoanalyse beklagt würde. Nach ihrer Meinung hängt das vielfach empfundene Unbehagen mit dem Thema „Sexualität mit dem Wesen des sexuellen Triebes selbst und seinen Ursprüngen in der frühen Kindheit“ zusammen (S. xx). Sie meint, dass es Zeit für eine Neuformulierung sei und dass die Psychoanalyse sich von Ansichten lösen müsse, die auf der Neurologie und Biologie des 19. Jahrhunderts aufbauten und stattdessen die zeitgenössischen Neurowissenschaften berücksichtigen sollte. Sie plädiert weiterhin dafür, das Konzept der Libido als Energie, die nach Entladung drängt, aufzugeben und vielmehr die Einbindung der Sexualität in verschiedene motivationale Systeme und Affekte zu untersuchen.

Sie wendet sich dann einigen zeitgenössischen psychoanalytischen Denkerinnen und Denkern zu, die zumeist die Bedeutung der frühen Primärbeziehung (im Sinne einer mütterlichen oder väterlichen Dyade) für die sexuelle Entwicklung betonen. Sie geht auf J. Laplanche und seine Verführungstheorie ein, die später von R. Stein erweitert wurde, und beschreibt kurz, wie in diesem Denken die Gestaltung der kindlichen Sexualität auf der Basis zunächst unverständlicher, eben rätselhafter Botschaften durch die Primärobjekte erfolgt. R. Stein beschreibt auch den Aspekt der Unkontrollierbarkeit, des „Zuviel“, den Exzess der sexuellen Erfahrung, die zu einem Gefühl des Sich-selbst-Fremdseins führen und die Assimilation der Sexualität im sich entwickelnden Selbst erschweren könne. Aus der Säuglingsbeobachtung und der Bindungsforschung ist bekannt, wie mangelhaftes Spiegeln der kindlichen Affektzustände zu späteren Problemen bei der Symbolisierung und zur Fehlregulation des Selbstgefühls führen können. Andere Autorinnen (Wyre, Lemma) weisen auf die Bedeutung der Erotisierung der frühen Mutter-Kind-Beziehung für die spätere Entwicklung eines soliden positiven Selbst- und Körpergefühls hin; Beeinträchtigungen dieser Entwicklung können eine Entfaltung des sexuellen Begehrens behindern (Seite xx). Auch der Begriff der Leidenschaft ist hier einschlägig, N. Kulish meint, dass die Psychoanalyse vor ihr ausgewichen sei, ganz abgesehen davon, dass es schon früh insbesondere keinen Platz für die weibliche Leidenschaft in der Psychoanalyse gegeben habe. Für Kristeva ist die mütterliche Liebe die Urform der menschlichen Leidenschaft.

In einem ausführlichen Fallbeispiel beschreibt Kulish die Behandlung eines Patienten, dessen Sexualität seinem Erleben ausschließlich in einer fetischartigen Phantasie zugänglich war. Die Analyse zeigte, wie frühe Bindungserfahrungen die Entwicklung einer reifen Sexualität blockiert hatten; „für diesen Mann war Sex fremd, gefährlich und unkontrollierbar und musste abgetrennt werden“ (Seite xx). Es bedurfte eines langwierigen Prozesses des analytischen Durcharbeitens, damit die Sexualität im Erleben dieses Patienten allmählich mehr Raum bekommen konnte.

In ihrem Artikel „*Polyphonien der Sexualität: Debatten über Theorien, Debatten über Paradigmen*“ plädiert **Leticia Glocer Fiorini** / Buenos Aires dafür, sich von dichotomen Denkmustern und Konzeptualisierungen zu lösen und stattdessen die Vielfalt der möglichen Wege zur Konstituierung von Subjektivität zu erkunden. Sie spricht sich dafür aus, einige etablierte psychoanalytische Konzepte zu reformieren, um neuen Realitäten im gesellschaftlichen und kulturellen Kontext (neue Familienkonstellationen, neue Formen von Elternschaft) gerecht werden zu können. Sie verwendet ein aus der Literaturkritik entlehntes Konzept der Polyphonie und meint damit, über Sexualität und Gender wie über heterogene Stimmen nachzudenken, die in ein- und demselben Subjekt nebeneinander koexistieren können. Am Beispiel der Behandlung eines homosexuellen Patienten,

dessen Therapie längere Zeit zurückliegt, macht sie deutlich, wie ihre analytische Arbeit von einem inzwischen überwundenen Verständnis von Homosexualität geprägt war, das sich stark an Freuds Vorstellungen orientierte. Sie sieht heute Homosexualität wie auch Heterosexualität eher im Plural, mit einem breiteren Verständnis von Differenz und Diversität. Sie spricht sich für eine „komplexe heterogene Psyche mit verschiedenen Kombinationen“ (S. xx) von Sexualität und Gender aus. Sie versteht die Realität, besonders im Bereich der geschlechtlichen Identifizierungen, nicht als etwas starres und unverrückbares, sondern als in einer Bewegung, im Prozess befindlich. Über das ganze Leben gibt es somit Entwicklungen von Identität, mit Kontinuitäten und Diskontinuitäten.

Die Autorin nimmt eine wichtige Unterscheidung vor zwischen dem Bereich der Sexualität und des Begehrens, der sich auf die Objektwahl bezieht und dem Bereich der (Gender-)Identität, der auf die Identität des Selbst verweist. Abschließend schlägt sie vor, über die Kategorie der „Differenz in einem Feld von Pluralitäten“ (S. xx) nachzudenken und sich nicht von der Logik der Dichotomien bestimmen zu lassen. „Es gibt keine Übereinstimmung zwischen Biologie und anatomischen Determinierungen, Identifizierungen (einschließlich Gender-Identifizierung) und der Objektwahl im Feld des Begehrens“ (S. xx)

Einem sehr aktuellen Thema widmet sich **Roberto d'Angelo** / Byron Bay, Australien mit seinem Artikel „*Der Mann, der ich versuche zu sein – das bin ich gar nicht*“. Er berichtet ausführlich über die Behandlung eines Trans-Mannes und beschreibt insbesondere die schwierige Patt-Situation, in die die Analyse wiederholt geriet und an denen sie fast gescheitert wäre. In der Behandlung war von Anfang an ein Denk- und Wahrnehmungsverbot wirksam, denn der Patient wollte nicht, dass über die Zeit vor seiner Transition und was ihn zu diesem Schritt bewogen hatte. Er wollte vielmehr als vollwertiger Mann gesehen und anerkannt werden und war zunächst überhaupt nicht dafür zugänglich, die Motive für diesen Wunsch zum Gegenstand der analytischen Arbeit zu machen. Allerdings hatte die Transition die Erwartungen, ein völlig neues Leben beginnen zu können, nicht erfüllt, der Patient war vielmehr in einer schweren Depression und in sozialer Isolation gefangen.

Erst allmählich wurde es möglich, in der Analyse über das Mädchen vor der Transition zu sprechen. Dieses hatte eine Reihe von traumatischen Erfahrungen und Ablehnungen seitens seiner Umwelt erlebt und gelangte zu der Überzeugung, dass es ihr Geschlecht war, das die Probleme verursachte und dass es ihr durch die Transition möglich werden würde, ein ganz anderes, besseres Leben mit mehr Selbstbewusstsein, sozialer Akzeptanz und Erfolg zu führen. Eine besondere Rolle spielte dabei der Wunsch, sich unverletzlich zu machen, um nicht mehr Angst vor der Aggression von anderen haben zu müssen. Schon kurze Zeit nach der Operation brach diese Phantasie in sich zusammen: Der Patient war genauso ängstlich, sozial unsicher und unfähig, in Kontakt zu kommen wie zuvor das Mädchen, von dem er sich durch die Transition zu befreien versucht hatte. Dieser Zusammenbruch löste ein intensives Bemühen aus, durch eine Perfektion eines männlich wirkenden Äußeren in Kleidung und Verhalten alles Weibliche hinter sich zu lassen, jedoch verbunden mit der beständigen Furcht, erkannt und entlarvt zu werden.

Dieses Denk- und Rede- und Redeverbot ging so weit, dass der Patient es dem Analytiker untersagte, auf sein anatomisches Geschlecht Bezug zu nehmen; so verlangte der Patient zum Beispiel, das Wort Vagina nicht zu benutzen, sondern stattdessen neutral von Genitalien zu sprechen. Alles, was mit Weiblichkeit assoziiert war, die für den Patienten ein Synonym für Schwäche, Abgelehnt-Werden und Ausgeliefertsein war, musste unterbunden werden. So entstand in der Analyse über längere Zeit eine

sehr schwierige Situation, eine Art von Machtkampf, in der der Analytiker vor der Wahl stand, sich dem Verlangten zu unterwerfen, dafür aber die Wahrheit und sein Wissen zu opfern oder entgegen den aufgestellten Verboten die analytische Wahrheitssuche weiter zu verfolgen. Zeitweilig geriet der Analytiker selbst in schwerwiegende Verwirrungen: Er zweifelte an seinem Realitätssinn, fragte sich, ob seine Position nicht eigentlich eine „transphobe Zumutung“ sei (S. xx) und geriet in eine Welt, „in der alles alles bedeuten konnte, weiblich kann männlich sein, und die Körperlichkeit der Welt war lediglich eine konstruierte Illusion. (S. 9).

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit dem Thema der Traumatisierung, den Möglichkeiten der Repräsentation eines Traumas und der Wichtigkeit der Zeugenschaft über erlittene Traumatisierungen. **Lawrence J. Brown** / Boston, Mass. untersucht in seinem Artikel „*Trauma und Präsentation*“ die Auswirkung des Traumas auf die Fähigkeit zu Repräsentation. Ein schweres Trauma, so der Autor, schränkt die Fähigkeit ein, „emotionales Erleben psychisch zu repräsentieren, das heißt dem Erlebten eine Bedeutung zu geben, was zu einer reduzierten Denkfähigkeit, dem Zusammenbruch der Symbolbildung und dem Auftauchen konkreter Formen des Erkennens führt“ (S. 1). Er referiert zunächst Freuds Ansichten über das Trauma: In seinen frühen Schriften über die Genese der Hysterie entwickelte er die Vorstellung, dass eine vergessene Erinnerung dann zu einem psychischen Trauma wird, wenn sie mit verstörenden Affekten und einem Schrecken verbunden ist. Seiner Meinung nach musste ein solcher psychischer „Eindruck“ entweder durch motorische Aktivität oder durch eine assoziative psychische Tätigkeit verarbeitet werden. Später fügte er diesen Überlegungen das Konzept des Reizschutzes hinzu: Traumatische Erlebnisse sind solche, die den Reizschutz durchbrechen; er stellte sich diesen Reizschutz vor wie eine besondere Hülle oder eine Membran, deren Aufgabe darin besteht, von außen kommende Erregung abzuhalten.

Brown interpretiert dieses Konzept auf einen objektbeziehungstheoretischen Hintergrund und sieht diese schützende Hülle aus „internalisierten Objekten zusammengesetzt“ (S. 3), die ein basales Sicherheitsgefühl vermitteln. Er analysiert diese inneren Objekte dann näher und vertritt die Auffassung, dass dabei einem inneren Elternpaar eine zentrale Rolle zukommt, die das Kind vor traumatischen Überforderungen schützt; er grenzt dieses Konzept klar vom Konzept des vereinigten Elternpaares bei Melanie Klein ab, das er der paranoid-schizoiden Position zuordnet. Hier geht es dagegen vielmehr um die Internalisierung eines Elternpaares, das liebevoll und kreativ zusammenarbeitet und dessen Beziehung vom Kind anerkannt werden kann, was eher der depressiven Position entspricht. Die sich daraus entwickelnde trianguläre Struktur entspricht möglicherweise einem sehr frühen Bedürfnis, dessen Befriedigung als Gerüst für die später zu bewältigende ödipale Phase fungiert.

Brown geht dann ausführlich auf W. Bion ein, mit dessen Denken er sich über viele Jahre auseinandergesetzt hat. Er betont, dass sich Bion in seinen psychoanalytischen Werken praktisch nicht auf den Begriff des Traumas bezieht, dass er aber andererseits sein Leben und ganz besonders, wie seine Kriegstagebücher zeigen, seine Kriegsjahre von schweren traumatischen Erlebnissen geprägt gewesen sind, für die offenbar, wie Brown meint, die psychoanalytischen Schriften wie ein Container gedient haben (S. 6). Er sieht als grundlegendes Thema in Bions Werk die Fähigkeit, unter Beschuss denken zu können, verstanden in einem -wörtlichen Sinn auf dem Schlachtfeld, aber auch in Bezug auf die psychoanalytische Behandlungssituation. Bions Container–contained-Konzept lässt sich nun gut für

die Konzeptualisierung von traumatischen Erfahrungen nutzen: Mit Grotstein interpretiert Brown Traumata als plötzliche und überwältigende Reize, die die Fähigkeit zum Containment durch das Individuum überschreiten. Dadurch wird die Fähigkeit zum symbolischen Lenken, die Alpha-Funktion, beeinträchtigt oder zerstört, und es kommt zur Ausbildung einer „starrn traumatischen Organisationsstruktur“ (S. 6), sogenannten Beta-Schirmen, der aus den nicht metabolisierten Beta-Elementen besteht und den Patienten „zu sich scheinbar endlos wiederholenden Enactments verdammt“ (S. 6).

Massive traumatische Erfahrungen schneiden die Verbindung zum internalisierten Elternpaar ab. Die Psyche wird überwältigt und orientierungslos, die Alpha-Funktion wird umgekehrt, wie Bion meint. Es können nicht durch das Denken Repräsentanzen gebildet werden; stattdessen ist das Denken auf ein konkretes Funktionieren reduziert, welches Elemente produziert, die ausgestoßen werden müssen.

In einer ausführlichen klinischen Vignette beschreibt Brown die Behandlung eines 12-jährigen Jungen, der unter einem lauten bellenden und sehr störenden Husten litt. Als biografisch relevante Ereignisse ließen sich der Tod des Großvaters und vor allem die Trennung der Eltern eruieren, die dem Ausbruch des Hustens vorangegangen waren. Besonders die Trennung der Eltern hatte zu einem Zusammenbruch der Psyche des Kindes geführt: Er zog sich von Aktivitäten zurück, der Husten stellte sich ein, der zu einem sprachlosen Ausdruck seines unerträglichen Leidens wurde. Die Behandlung verlief über fünf Jahre, und allmählich kam es zu einer Besserung und schließlich zum Verschwinden des Hustens. Erst ganz allmählich wurde es möglich, die affektive Bedeutung der erlittenen Erfahrungen zu besprechen und so einen Prozess der Bedeutungsverleihung und Repräsentanzbildung auf den Weg zu bringen, in dem insbesondere auch aggressive Regungen zum Ausdruck kommen konnten. In der abschließenden Diskussion dieses Falles nimmt Brown noch einmal Bezug auf Bions Konzeption, verweist aber auch auf die von der Pariser Schule entwickelten Vorstellungen zur Psychosomatik, die die Verarmung des inneren Erlebens psychosomatischer Patienten aufgrund einer frühen traumatischen Erfahrung beobachtet hatten, die die Bildung echter Repräsentanzen und die Entfaltung eines inneren Erlebens mit Träumen, Emotionen und Symbolen beeinträchtigte.

Der folgende Artikel widmet sich den furchtbaren Folgen schwere kollektiver Traumatisierungen. **Dori Laub** und New Haven, USA und **Nanette Auerhahn** / Cleveland, USA, setzten sich in ihrem Artikel „*Die Verwendung von Abwehrschirmen über zwei Generationen: Untersuchungen zur Psyche von Nazitatern*“ damit auseinander, wie Täter von Gräueltaten sich vor der Wahrnehmung der Auswirkungen ihrer Taten auf die Opfer durch die Bildung sogenannter Abwehrschirme schützten. Mit diesem Begriff ist eine Form der Abwehr gemeint, die im Sinne einer Abspaltung verhindert, dass „für die Repräsentation von Gräueltaten [ein] innerer Raum zur Verfügung steht, was bis zur Verleugnung gehen kann“ (S. ?). Nach einer anfänglichen Reaktion des Entsetzens über die ersten Taten entsteht eine psychoemotionale Deformierung, die durch „ein eingeschränktes emotionales und imaginatives Funktionieren“ geprägt ist, „dass das Gewährwerden seiner Selbst, die Anerkennung und die Übernahme von Schuld, Verantwortung und Sühne verhindert“ (S. ?). Die mit den Gräueltaten verbundene Gefühle von Scham und Schuld setzen Abwehrbemühungen in Gang (sog. defensive screens, Abwehrschirme), hinter denen die Gräueltat als ein Geheimnis verborgen bleibt und die das „... überdecken, was dissoziiert, verdrängt oder verleugnet und unerträglich und unrepräsentiert ist“ (S. ?). Diese abgetrennten Selbstzustände können von der folgenden Generation

erahnt werden, so dass möglicherweise in der zweiten Generation das Unbewusste und Unrepräsentierte in Form von Enactments zum Ausdruck kommt, die gedeutet und somit zum Beginn einer Veränderung werden können.

Durch die Abspaltung und Abschirmung wird die mörderische Erfahrung des Wissens um das Leid der Opfer verborgen und vom Rest der Persönlichkeit getrennt gehalten, so dass diese nach außen wie „ein normales Selbst“ funktionieren und wahrgenommen werden kann. Das erklärt die von H. Arendt beschriebene „Banalität des Bösen“ (2007) und die Gewöhnlichkeit der „ganz normalen Männer“, wie Chr. Browning (1996) sie vorfand.

Die Autoren illustrieren diese theoretischen Überlegungen durch ausführliche Berichte von Nazitätern, so etwa des Buchhalters von Auschwitz O. Groning oder eines Unternehmers, der seine Pulverfabrik in unmittelbare Nähe des KZ Auschwitz verlegen musste. Weil die Geschichten dieser Täter die Wahrheit komplett auslöschen, bezeichnen die Autoren sie als Anti-Zeugen, die AntiZeugnisse ablegen und dadurch eine falsche Welt erschaffen, in der die Opfer ihren Tod freiwillig wählen oder nichts gegen ihn unternehmen aus einem Gefühl heraus, ihn verdient zu haben.

In ihrem sehr persönlichen und berührenden Nachruf würdigt **N. Auerhahn** den 2018 verstorbenen Dori Laub, dessen langjährige Mitarbeiterin sie war, und sie vertieft in diesem Text insbesondere das Thema der Zeugenschaft gegenüber einem Trauma weiter. Sie beschreibt, dass es die moralische Kraft war, die von Dori Laub ausging, die es ihr ermöglichte, den Holocaust zu verarbeiten. Laub hatte erkannt, dass es die „dialogische Struktur des Selbst ist, [die] die zentrale Bedeutung von Empathie, Zeugnis und Zeugenschaft für [das] Verständnis massiver Traumata [begründet]“ (S. 1) und dass deshalb die Anwesenheit eines empathischen Anderen erforderlich ist, um „die Disziplin und die Selbstbeherrschung aufzubringen, ..., um sich dem Trauma zu widmen und es zu beschreiben, ohne zu fliehen oder die Erfahrung auszuschalten“ (S. 1). Von zentraler Bedeutung war daher für Laub das Zeugnis; mit dem Zeugnis wird der Andere, der im Trauma verloren gegangen ist, rekonstruiert. Zeugnisse, so Laub, schaffen „Gegenwart aus Abwesenheit, Kontinuität aus Diskontinuität und Identität aus Differenz“ (S. 2).

Das Trauma unterbricht den Fluss der Zeit und auch das Gefühl der Kontinuität des Selbst in der Zeit (ebda); „die allgegenwärtige Vergangenheit [verwandelt] Gegenwart und Zukunft, so dass das Trauma als nicht endend und in seinen Folgen fortdauernd erlebt wird“ (ebda). Das überlebende Selbst ist gespalten in ein traumatisches Selbst und ein scheinbar normales Selbst, dass es dem Traumaopfer ermöglicht, im Alltag zu funktionieren, dabei ist aber die Kontinuität zum „Vor-Holocaust-Selbst“ (ebda) verloren gegangen. Durch das Zeugnis können die Zeit überwunden und – auf einer symbolischen Ebene – die Toten dem Vergessen entrissen werden und damit gleichzeitig dem Plan der Vernichtung der jüdischen Rasse etwas entgegen gesetzt werden: „Der Zeuge, der über die Toten spricht, [spricht] auch zu den Toten als ein Mittel der Wiederbegegnung“ (ebda). Das Risiko besteht allerdings darin, dass der Tod auf das Selbst zurückfällt und dieses sich mit der Leblosigkeit der Toten identifiziert. Das Zeugnis muss es also gleichzeitig möglich machen, sich von den Toten zu verabschieden und die Trauer über die Unwiederbringlichkeit ihres Lebens auszuhalten.

Im weiteren Verlauf ihres Nachrufs geht M. Auerhahn auf weitere, für Laub wichtige Aspekte der Zeugenschaft ein. Ihr Bericht wird damit selbst zu einem bewegenden Zeugnis der Arbeiten von Laub und zu einer Darstellung seines Vermächtnisses über die Folgen massiver Traumatisierungen.

Der folgende Teil des vorliegenden Bandes wendet sich mit zwei Arbeiten dem Thema der Verarbeitung traumatischer Erfahrungen in künstlerischen Leistungen zu. **Giuseppina Antinucci /** Mailand beschäftigt sich in ihrer Arbeit *„Die unheimliche Begegnung oder die Begegnung mit dem unheimlichen Anderen. Die Identitätsarbeit und ihre Transformationen in Seefeuer: Vom Schiffbruch zum Weg ins Sein“* mit dem Film *Fuocoammare* (dt.: *Seefeuer*) des italienischen Regisseurs Gianfranco Rosi. Der Film beschreibt die Spannung zwischen der einheimischen Bevölkerung der Insel Lampedusa und den aus Nordafrika kommenden Flüchtlingen. Lampedusa spielt dabei zum einen die Rolle einer Landschaft, in der die Verwerfungslinien der europäischen Migrationspolitik auf dramatische Weise deutlich werden. Zugleich dient Lampedusa aber für den Regisseur und auch für die Autorin als metaphorischer Ort, an dem die schwierige Begegnung des Bekannten mit dem Fremden und Unheimlichen stattfindet und an dem eine schwierige und schmerzvolle Identitätsarbeit vollzogen werden muss. Diese Identitätsarbeit ist Voraussetzung und zugleich Teil einer „transformativen menschlichen Begegnung“, in der „die Entwicklung menschlicher Wechselseitigkeit im (An-)Erkennen von Subjektivität“ (S. ?) möglich wird.

Mit der Identitätsarbeit ist diejenige psychische Arbeit gemeint, die erforderlich wird, wenn man dem kulturell Anderen begegnet. Diese Begegnung kann zunächst eine Erfahrung von unheimlicher Fremdartigkeit entstehen lassen. In einer zentralen Szene des Films, dem Gesang der nigerianischen Migranten, wird der transformatorische Prozess gezeigt und vollzogen, der aus dem fremden, bedrohlichen Objekt Subjekte mit eigener Geschichte und Gesichtern werden lässt. Die Autorin greift in ihrer interessanten theoretischen Ausführung über den Prozess der Identitätsentwicklung in der Konfrontation mit Fremden und Neuem auf das Konzept des Unheimlichen bei Freud (1919) und bei de M'Uzan (2014) zurück. Der Film zeigt in eindrücklichen Szenen, wie die ankommenden Flüchtlinge eine unbequeme Forderung nach Gastfreundschaft stellen, die zunächst auf unpersönliche Rituale der Registrierung trifft und erst allmählich einen psychischen Raum findet, wo „Anerkennung und die Erwartung von Verantwortlichkeit“ (S. ?) möglich sind. Dieser Prozess der Begegnung zwischen Subjekten unterschiedlicher Herkunft ist, so die Autorin, unvermeidlich mit einem gewissen Maß an Gewalt verbunden, die nur langsam und schrittweise entschärft und integriert werden kann, damit möglicherweise ein „geteilter kultureller Raum“ (S. ?) entstehen kann.

Lesley Marks / Tel Aviv ist Psychologin und Literaturwissenschaftlerin und beschäftigt sich in ihrer Forschung besonders damit, wie Konzepte der psychoanalytischen Therapie in Arbeiten von zeitgenössischen Malern und Bildhauern Ausdruck finden. Die vorliegende Arbeit *„Driven to remember: André Greens Verwendung des Negativen im Werk von Berlanda de Bruyckere“* setzt sich mit der Arbeit dieser belgischen Bildhauerin auseinander und versucht, den Aspekt des Fehlenden, der Lücke und der Abwesenheit auf dem Hintergrund der Überlegungen von André Green zur Arbeit des Negativen zu konzeptualisieren. Die Autorin führt aus, dass die Künstlerin zwar immer wieder eine an die christliche religiöse Ikonografie erinnernde Bildersprache verwendet, tatsächlich aber in einem zeitgenössischen Kontext diese Interpretation als bedeutungslos verwirft und stattdessen nach Ausdrucksformen für universelle Aspekte der *conditio humana* wie Schmerz, Angst und Tod sucht. Der Anblick ihrer Plastiken, die oft tote, verstümmelte oder verletzte Körper darstellen, kann eben durch das, was fehlt oder verloren gegangen ist, erschrecken und abstoßen; gleichzeitig kann er aber auch einen inneren Prozess in Gang setzen, der im Sinne eines *Containment* das „Trauma von Schmerz und Leid [zu] mildern“ vermag (S. x). Die physischen Körper werden dabei als „eine Metapher für den Ausdruck einer psychischen Verfasstheit der Subjekte betrachtet, in dem sie Ängste, Leidenschaften

und Zweifel laut werden lassen“ (S. x).

Die Autorin bringt diese Merkmale der künstlerischen Arbeit de Bruyckeres in einem Bezug zu Greens Konzept des Negativen. Beide, Green und de Bruyckere, „... wenden sich unerschrocken dem zu, was nicht da ist“ (S. x), bei beiden gehe es um den Zusammenhang mit dem Unsichtbaren und der Abwesenheit. Abwesend und / oder verloren gegangen sind dabei zum Beispiel auch Bedeutungen, und Marks interpretiert die Arbeiten von de Bruyckere als Versuch, „das menschliche Streben nach Bedeutung in einer sich oft öde und bedeutungslos anfühlenden Welt [zu] schildern“ (S. x). Verluste, insbesondere Bedeutungsverlust und Abwesenheit bilden den Kern des Negativen, und Marks sieht die Werke von de Bruyckere als Metapher für das psychoanalytische Bemühen, mit Abwesenheit, Mangel und potentiell zerstörerischem Bedeutungsverlust, mit der „gähnenden Leere“ (S. x) fertig zu werden. Im Einzelnen geht die Autorin bei der Besprechung von insgesamt sieben Kunstwerken, die im Text abgebildet werden, diesen Gedanken nach.

Der letzte Teil des Buches widmet sich einigen aktuellen Arbeiten, die wichtige Aspekte klinisch-psychoanalytischer Praxis beleuchten. **Franco de Masi** / Mailand geht in seiner Arbeit „*Psychose und analytische Therapie: Eine komplexe Beziehung*“ auf die Möglichkeiten und Schwierigkeiten einer psychoanalytischen Behandlung von Patienten mit psychotischen Zuständen ein. Der Artikel bringt zunächst eine zusammenfassende Übersicht über die verschiedenen psychoanalytischen Ansätze für die Arbeit mit psychotischen Patienten, um dann auf de Masis eigene Überlegungen zur Natur psychotischer Prozesse und den sich daraus ergebenden technischen Konsequenzen einzugehen. Er stellt zunächst fest, dass das von Freud entwickelte konzeptuelle und technische Instrumentarium und für die Behandlung neurotischer Prozesse geeignet ist, jedoch bei psychotischen Erkrankungen versagt. Schon bald nach Freud begannen Analytiker trotzdem, „sich jenseits des Freud'schen Modells auf unbekanntes Terrain vorzuwagen“ (S. 1). De Masi betont den grundlegenden Unterschied zwischen neurotischer und psychotischer Funktionsweise: Während erstere durch das dynamisch wirksame Unbewusste mit Verdrängung und Symbolisierungsfähigkeit geprägt ist, sei der psychotische Funktionsmodus radikal anders, was man nicht aus dem Blick verlieren dürfe (S. 2). So ist oft eine gleichzeitige Behandlung durch einen Psychiater mit der Verordnung von Psychopharmaka unumgänglich („Duales Setting“, S. 2), und die therapeutische Technik unterscheidet sich grundlegend von der Arbeit mit Deutungen, wie sie Analytikern aus ihrer Arbeit vertraut ist. Aber obwohl es für psychotische Patienten durchaus schwierig sein kann, sich auf das klassische analytische Setting einer hochfrequenten Arbeit im Liegen einzulassen, hält de Masi ein solches Vorgehen grundsätzlich für möglich und hat die Erfahrung gemacht, dass eine analytische Behandlung schon mit wenigen Sitzungen in der Woche zu einem verbesserten Funktionsniveau und damit zu einer Stabilisierung führt.

Im Hinblick auf die psychoanalytischen Beiträge zur Psychosentherapie unterscheidet er zwei verschiedene Modelltypen: *Unsystematische* Modelle (etwa Fr. Fromm-Reichmann, M. Sechehaye, H. Searles, P. Federn u R. Benedict) stützen sich auf klinische Erfahrungen und Intuitionen, während *systematische* Modelle (insbesondere in der Tradition M. Kleins) von komplexen und sehr strukturierten Theorien ausgehen und dann die Erforschung der Psychosen beginnen. De Masi bezieht sich hier auf die Konzepte M. Kleins (so etwa die Konzepte der paranoid-schizoiden Position und der projektiven Identifikation), H. Rosenfels und W. Bions, insbesondere auf seine Theorie des Denkens. Er erwähnt schließlich noch Beiträge H. Segals, drückt aber abschließend seine Skepsis aus, dass diese Konzepte zwar unser Verständnis psychotischer Prozesse sehr erweitert hätten, dass er

aber die Behandlungen, über die jeweils berichtet wurde, sehr begrenzte Erfolge gehabt hätten.

De Masi legt dann seine eigene Auffassung dar: Seiner Meinung nach entstammt die Psychose einer dissoziierten Welt, die sich in der Kindheit bildet, nicht so sehr aus einer großen inneren Destruktivität heraus, sondern vielmehr aus einer besonderen Art von Lust, „aus ... der heraus [das Kind] ... die Welt der Beziehungen verlässt, um sich eine andere Welt zu errichten, die es selbst erschafft und beherrscht“ (S. 5). Hierzu muss der Patient seine Sinnesorgane und seine Erkenntnisfunktionen, also seinen Denkapparat verändern oder sogar zerstören, um sich eine Welt zu erschaffen, die in seinen Vorstellungen der Realität überlegen ist. Diese Form des seelischen Rückzugs ist anfangs mit angenehmen Gefühlen gefüllt und bildet daher eine gefährliche Verführung. Diese psychische Transformation wird jedoch mehr und mehr zu einem Gefängnis, in dem der Patient die Kontrolle über sein Denken und Gefühlen verliert “ ... und nicht mehr in die Beziehungswelt zurückfindet“ (S. 6) - eine Entwicklung, zu deren Illustration de Masi auf das Gedicht vom Zauberlehrling von J. W. Goethe zurückgreift, jedoch mit dem tragischen Ausgang, dass der Patient im Gegensatz zum Protagonisten des Gedichtes keinen Hexenmeister hat, der ihn aus dem Zauber wieder erlöst und ihm so in die Realität zurückhilft.

Die analytische Arbeit dreht sich nun besonders darum, den gesunden Teil der Persönlichkeit zu stärken und den psychotischen Persönlichkeitsanteil zu containen und zu verhindern, dass der psychotische Funktionsmodus die ganze Persönlichkeit des Patienten unterwirft. Dies ist sehr schwierig: Anders als Träume, aus denen der Erwachende sich zu lösen vermag, weil er übergeordnete corticale Strukturen wieder aktivieren und damit denken kann, erzeugen Wahnerlebnisse und Halluzinationen einen Sinneseindruck von unumstößlicher Realität, die nicht mehr von corticalen Denkfunktionen eingehegt werden können: Die Wahnvorstellung „dringt in die Psyche ein und wird zu einer tatsächlich erlebten Realität“ (S. 7). Es ist daher technisch sinnlos zu versuchen, dem Patienten die „Realität“ seines Wahns auszureden, der Patient kann auch mit Deutungen nichts anfangen, weil sein Denkapparat vorübergehend oder dauerhaft zerstört ist.

Im letzten Teil seiner Arbeit beschreibt de Masi einige technische Probleme, die sich in der Behandlung mit psychotischen Patienten ergeben, so zum Beispiel der Umgang mit psychotischen Träumen und mit psychotischen Übertragungsformen (er unterscheidet hier zwischen einer ungefährlichen, weil sich nur auf den Analytiker beziehende Übertragungspsychose und einer viel gefährlicheren psychotischen Übertragung als Ausdruck einer umfassenderen psychotischen Dynamik). Seine Ausführungen sind an verschiedenen Stellen durch kurze Fallvignetten unterbrochen, die den Inhalt illustrieren und den gut strukturierten Text obendrein damit sehr anschaulich werden lassen.

Mit einem anderen Aspekt schwerer psychischer Störungen, die manchmal psychotische Elemente enthalten können, beschäftigt sich **Riccardo Lombardi** / Rom in seinem Artikel „*Die Dissoziation von Körper und Psyche – Rätsel, Abgründe und Sackgassen*“. Ihm geht es um zuweilen rätselhaft klinische Phänomene in der Analyse schwieriger Patienten, die zeigen, dass die Verbindung zwischen Körper und Psyche gestört oder unter Umständen gar nicht vorhanden ist. Lombardi bezeichnet diese Umstände als Dissoziation von Körper und Psyche. Es gebe zum Beispiel bestimmte Konfigurationen, in denen die Psyche zum Feind des Körpers werde und der Körper einer omnipotenten Kontrolle unterworfen werde. Körper und Psyche geraten so in eine wechselseitige Entfremdung, die dazu führt, dass die „psychische Wahrnehmung von inneren Empfindungen und Gefühlen blockiert und

jegliches psychische Durcharbeiten gelähmt ist“ (S. 2). Umgekehrt können auch das Funktionieren des Körpers absolut gesetzt und die Psyche als nicht zugehörig betrachtet werden.

Lombardi verwendet für die Konzeptualisierung derartiger Zustände ein Modell mit zwei verschiedenen Achsen: die horizontale Achse repräsentiert die Beziehung zwischen Analysand und Analytiker, die vertikale diejenige zwischen Körper und Psyche. Wenn die Störung sich vor allem auf die vertikale Achse bezieht, muss die analytische Arbeit sich darauf fokussieren, und eine an der Übertragungsbeziehung orientierte Arbeit wird wenig Erfolg haben. Lombardi denkt dabei an schwere Essstörungen oder Psychosen, eben an Patienten, bei denen sich psychotische und nicht psychotische Persönlichkeitsanteile nicht in einem guten Gleichgewicht finden.

Die von Lombardi beschriebene Dissoziation muss von traumatisch indizierten Dissoziationen unterschieden werden und hat nach seiner Ansicht deren Ursprung in Disharmonien, die sich unter Umständen schon sehr früh in einer Störung der mütterlichen Reverie entwickeln, aber auch durch spätere Entwicklungen besonders in der Adoleszenz, wenn die Psyche „das Verschwinden des kindlichen Körpers und die Geburt des erwachsenen Körpers verarbeiten muss“ (S. 2/3), ausgelöst werden können. Diese Dissoziation führt häufig dazu, dass „die Entwicklung auf primitiven psychischen Ebenen in eine Sackgasse gerät“ (S. 3). Die affektiven Dispositionen bleiben so auf einer frühen Stufe fixiert und behalten ihren Zugang zum Körper, was sich in gravierenden körperlichen Symptomen ausdrücken kann. Lombardi vertritt hier eine genuin psychoanalytische Psychosomatik, ohne sie so zu benennen.

Der Autor beruft sich in seinen Überlegungen auf Freud, Klein, Bion und Winnicott, zitiert aber besonders Victor Tausk als ersten psychoanalytischen Autor, der in den 30-er Jahren die Dissoziation von Körper und Psyche in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellte. Er beschäftigte sich mit Patienten, bei denen bestimmte Körperfunktionen eine Art psychotisches Eigenleben entwickelt hatten, eine Vorstellung, die an das Konzept der Organpsychose in der frühen psychoanalytischen Psychosomatik denken lässt (z. B. bei Heinrich Meng). Auch von Gisela Pankow bezieht Lombardi Anregungen, die sich mit dissoziativen Prozessen im Rahmen von psychotischen Erkrankungen auseinander setzte.

Zwei ausführliche Fallbeispiele zeigen, wie das Durcharbeiten des Wechselspiels von Körper und Psyche entscheidend zum psychoanalytischen Prozess beiträgt. Dabei beschränkt sich der Effekt der analytischen Arbeit möglicherweise auf die vertikale Achse: Die Patienten gewinnen eine bessere psychische Repräsentation ihrer körpernahen Affekte wie zum Beispiel von intensiven Hassgefühlen, aber weitergehende Entwicklungen auf der Horizontalen, der Beziehung Achse, bleiben ihnen dabei verschlossen. Lombardi warnt aber geradezu davor, diese Patienten mit Beziehungs- und Übertragungsdeutungen zu überfordern, weil diese den Zusammenhang zwischen Körper und Psyche zerreißen und so den Abgrund zwischen beiden vertiefen können.

Für das Gelingen der analytischen Arbeit auf der vertikalen Achse sind manchmal „rätselhafte Prozesse“ (S. 19) von Bedeutung, zum Beispiel Träume und Gegenübertragungsträume, die ein „... erstes Kontaktnetzwerk zwischen Körper und Psyche“ (ebda) knüpfen können und wie einen Bypass eine erste Kommunikationsbrücke zur Überwindung der „Nicht-Kommunikation zwischen Körper und Psyche“ (ebda) entstehen lassen. Abschließend plädiert der Autor für eine größere Bescheidenheit hinsichtlich des Zieles einer analytischen Behandlung: Es kann sein, dass die Analyse auf der

Beziehungsebene nicht erfolgreich war, der Analysand aber trotzdem „einen Weg für sein eigenes Leben gefunden hat“ (S. 20).

Lucy Lafarge / London setzt sich in ihrer Arbeit *„Beendigung und Wiederholung: Die Auflösung des Rahmens“* mit den Phänomenen auseinander, die während der Beendigung einer psychoanalytischen Behandlung auftreten können. Seit Freud wissen wir, dass es in dieser Phase zu einem Wiederaufleben von Übertragungen kommen kann, die zu einem früheren Zeitpunkt im Verlauf der Analyse aufgetreten und bearbeitet worden sind. Dabei handelt es sich meistens um reifere Übertragungsformen, etwa auf ödipalem Niveau. Neben diesen, aus dem Verlauf der Analyse bereits bekannten Übertragungen können aber auch neuartige Übertragungen auf einem tieferen, primitiveren Niveau auftreten, die den analytischen Fortschritt ernsthaft bedrohen oder sogar, wie die Autorin meint, zunichte machen können (S. 2).

Lafarge unterscheidet bei diesen primitiveren Übertragungen zwei verschiedene Formen. Die erste repräsentiert symbiotische Phantasien, zum Beispiel über eine gemeinsame psychische Struktur zwischen Patient und Analytiker. Diese Phantasmen sind im ganzen Analyseverlauf schon vorhanden gewesen, sind aber durch das analytische Setting mit seiner Regelmäßigkeit und seiner großen Intimität gleichsam abgesättigt gewesen, so dass sie nicht als dynamisch wirksamer Faktor in Erscheinung getreten sind. Mit dem bevorstehenden Ende der Analyse und dem damit verbundenen Wegfall des Rahmens werden diese Fantasien freigelegt und können nun als strukturierende Übertragungselemente offen sichtbar werden.

Je nachdem wie zentral diese symbiotischen Phantasien für die psychische Stabilität und Integrität sind, kann ihre Frustration mehr oder weniger gut vertragen werden. Ist die psychische Struktur fragil und essentiell auf eine derartige Phantasie angewiesen, kann es zu schweren psychopathologischen Erscheinungen kommen, wie Lafarge sie als zweite, tiefe Ebene derartiger Übertragungen beschreibt: Es drohen (psycho-) somatische Beschwerden, die Erfahrung von psychischer Desorganisation, Veränderungen von Körperbild und Gender-Zugehörigkeit (S. 2).

Für die theoretische Konzeptionalisierung dieser Formen stützt sich Lafarge vor allem auf Bleger, der davon ausging, dass es eine universelle Tendenz gibt, „symbiotische Phantasien“ in das Setting hinein zu projizieren (Seite). In seinem Modell stellen diese symbiotischen Fantasien die Abwehr noch früherer und chaotischerer Zustände dar. Er geht davon aus, dass es in der frühkindlichen Entwicklung eine von ihm als „glischiokarisch“ bezeichnete Phase gibt, in der Subjekt, Objekt und Umgebungsumwelt noch völlig ungetrennt voneinander und verschmolzen sind. Erst im weiteren Verlauf der Entwicklung folgen dann die Paranoid-schizoide und die depressive Position, aber ein Teil der ursprünglichen Organisation bleibt als psychotischer Kern (von Bleger als das agglutinierte Objekt bezeichnet) in jedem Menschen erhalten und kann bei entsprechender Provokation, zum Beispiel durch die Beendigung einer Analyse auftauchen und aktuelle Ängste auslösen. Die Autorin erläutert anhand eines ausführlichen Fallbeispiels ihre Überlegungen.

Im letzten Artikel des vorliegenden Bandes schreibt der brasilianische Analytiker **J. C. Braga** / Sao Paulo über *„Weiterentwicklung des Über-Ich-Konzepts in Bions Werk“*. Er schildert ausführlich ein Über-Ich-Konzept, das Bion in seinem Spätwerk vorgestellt hat und das nach Ansicht des Autors wenig bekannt ist. Es geht dabei um eine primitive Form des Gewissens, das als Vorläufer des von Freud und Klein beschriebene Phänomen des Gewissens aufzufassen ist. Bion löst sich sowohl von

Freud's Triebtheorie wie auch von seinem Strukturmodell und bedient sich einer intuitiven psychoanalytischen Technik, die sich weniger einem stringenten theoretischen Begründungszusammenhang verpflichtet fühlt, sondern stattdessen von „offenen und ungesättigten Formulierungen“ (S. x) geprägt ist, die die Möglichkeit schaffen sollen, mit tieferen Schichten des psychischen Funktionierens in Kontakt zu treten.

Der Autor stellt dem Bion'schen Denken die Sichtweise von Freud und Klein gegenüber. Bei beiden resultiert die übliche Entstehung aus der Auseinandersetzung mit Stimuli aus der Außenwelt, also mit Beziehungserfahrungen. Bei Freud entsteht das Über-Ich aus der Verarbeitung des Ödipus-Konfliktes und bildet damit eine symbolische Denkweise ab, während bei Klein das Über-Ich aus primitiven, präsymbolischen Verarbeitungen sehr früherer Objektbeziehungen entsteht. Dieses archaische Über-Ich geht aus einer Triebfusion zu Beginn des postpartalen Lebens hervor, die zeitlich vor dem ödipalen Über-Ich Freuds angesiedelt ist (S. x). Bion postuliert nun in seinen letzten Lebensjahren, dass es eine noch frühere, noch primitivere Form des Gewissens gibt, die er als Teil einer primordialen Psyche ansieht, die vor der Entwicklung von Objektbeziehungen bereits existierte. Dieses Gewissen ist nicht aus Erfahrung entstanden, seien es frühere oder spätere Objektbeziehungen, sondern gewissermaßen unerfahren (S. x); es macht sich dadurch bemerkbar, dass es immerfort „Nein“ sagt, und zwar zum Schutz und zur Unterstützung der seelischen Entwicklung, wie Braga erläutert.

Bion hatte noch bis ca. 1975 eine Auffassung zur Genese eines archaischen Über-Ichs vertreten, die derjenigen von M. Klein sehr nahe war und dabei die Introjektion der früheren Mutter-Kind-Beziehung als die Grundlage der Entstehung eines bedrohlichen inneren Objektes angesehen. Erst ab 1976 begann er, die noch früherere, eben primordiale Moralität zu konzeptualisieren, als deren Ursprung er zum einen das phylogenetische Erbe eines jeden Menschen, zum anderen aber mögliche pränatale Erfahrungen mit Schrecken und Horror ansah. „Diese prämordiale Art des Gewissens, die auf pränatalen Einschreibungen beruht, äußert sich als Bedrohungs- und Schuldgefühl und bleibt als psychisches „embryonales Überbleibsel“ neben einem reifen Gewissen bestehen“ (S. x). Er sieht dies in Analogie zu den „Resten fötalen Gewebes im menschlichen Körper, die normalerweise nach der Geburt verschwinden“ (S. x). Diese prämordiale Psyche ist nicht Teil des Systems Bw/Ubw, sondern sie ist ein unzugänglicher Teil der Persönlichkeit. In diesem abgetrennten Teil der Psyche existieren „schreckenerregende und massiv destruktive Objekte [...], die sich im Verlauf in der Persönlichkeitsentwicklung nicht ändern“ (S. x).

In der klinischen Praxis sah Bion intensive Ängste und Schuldgefühle als Ausdruck der Wirkung dieser primitiven Moralität an, die nicht in das übrige seelische Leben integriert sind. Ein derartiges Gewissen will Entwicklung und seelisches Wachstum verhindern, weil es als zu gefährlich erlebt wird, und muss daher alles verneinen; seine Eigenschaften sind „Grausamkeit, Destruktivität und fehlende Symbolisierungsfähigkeit“ (S. x). Nach Bions Auffassung ist die Heranziehung dieses Konzeptes in der klinischen Arbeit denn nötig, wenn es nicht gelingt, massive Ängste und Schuldgefühle ausreichend analytisch zu bearbeiten; der Autor bleibt aber skeptisch, ob es möglich ist, in der klinischen Arbeit zwischen dieser Perspektive und der Kleinianischen Perspektive eines archaischen Über-Ichs als Folge verinnerlichter Objektbeziehungen zu unterscheiden. Braga meint abschließend, dass Bion das klassische psychoanalytische Über-Ich-Konzept „auf kreative Weise“ (S. x) zu einem eigenständigen Konzept weiterentwickelt hat, ohne seine Herkunft aus Freuds oder Kleins Konzepten zu verleugnen.

Wie immer möchte ich mich an dieser Stelle abschließend für die gute Zusammenarbeit mit dem Psychosozial-Verlag erwähnen und mich ganz besonders bei Frau Marie-Claire Thun bedanken, die die Entstehung dieses neuen Bandes wiederum mit Geduld und wertvollen Hilfen begleitete.

Zugunsten der besseren Lesbarkeit wurde in den meisten Beiträgen die grammatikalisch kürzere männliche Version, das generische Maskulinum, verwendet, es sind jedoch immer alle Geschlechter gemeint.

Dr. Karsten Münch